



MARC HAMER

Vom
Blühen
und
Vergehen

EIN GÄRTNERLEBEN

INSEL



MARC HAMER

Vom
Blühen
und
Vergehen

EIN GÄRTNERLEBEN

INSEL

Marc Hamer

Vom Blühen und Vergehen

Ein Gärtnerleben

Aus dem Englischen von Brigitte Heinrich

Insel Verlag

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *Seed to Dust* bei Harvill Secker, London.

eBook Insel Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der deutschen Erstausgabe, 2022.

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Copyright © Marc Hamer 2021

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln, unter Verwendung des Originalumschlags von Greystone Books Ltd., Illustrationen: Shutterstock, Berlin

eISBN 978-3-458-77323-8

www.suhrkamp.de

Dieses Buch ist, wie mein Leben, Peggy gewidmet

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Inhalt

Prolog

Januar

Weiß

Anfänge

Birkenspanner

Februar

Rückkehr

Eis

Jasmin

Ein anderer Gärtner

Kletterhortensie

Eine Geschichte

Zyklopen

Codeknacker

Ringeltaube

Der alte Norden

»Ich bin hier, bist du da?«

Sie braucht einen Stock

März

Das Gras sprießt, die Bäume treiben aus

Schmuckkörbchen

Märzfrost

Rosenschnitt

Schnee

Pfingstrosen

Kartoffeln poltern im Topf

Erste Knospen am Kirschbaum

Der Mittelweg

Die Spatzen nisten

Bienen

Narzissen

Narziss – bist du da?

Minotaurus

April

Ferner Donner

Eine Vase mit Kirschzweigen

Dahlien

Mädchenhaft

Liebe ist ...

Der Fensterputzer

Tulpen

Die Mauersegler treffen ein

Gesang

Die Welt singt

Ein gebrochenes Herz

Maus

Mähen im Regen

Schwimmende Inseln

Mai

Die Pfingstrosen blühen

Die Möwen rupfen Gras aus

Heiliger Dorn

Mercedes

Ein Strom endloser Tage

Fossilien

Nächtliche Düfte

Bücher verbrennen

Sonne!

Herz

Maikäfer

Regen, kein Regen

Juni

Ein dummer Arbeiter kommt zu Besuch

Ein neuer Weg

Die Kälte kehrt zurück

Sommersonnenwende

In Your Garden

Eine Runde Applaus

Blattläuse

Juli

Stoiker

Wabi-sabi

Pelargonien

Tag der fliegenden Ameisen

Die Mauersegler ziehen weiter

Kiefernzapfen

Karpfen

Grüne Flammen

August

Cofiwch Dryweryn (Coffee-ookh Dre-weh-rin)

Doldenblütler

Springbrunnen

Katzen und Hunde

Ferne Geräusche

Schaum auf dem Teich

Lorbeeren

Eine Pause

Samen sammeln

September

Wüstes Land

»Geht, nun geht schon, sprach der Vogel«

Der verästelte Pfad

Herbstzeitlose

Die Wiese sensen

Herbst-Tagundnachtgleiche

Oktober

Jetzt geh, Bonnie Boy

Oktobernebel

Geburtstag

Whisky

Maulwurfsfänger

Notre-Dame-des-Fleurs

Äpfel

Erster Schnee

November

Hop-tu-Naa

Frost

Von *Anemone* bis *Zantedeschia*

Das große Rätsel des Selbst

Haiku

Nicht sesshaft

Die Liliengärten

Dahlien ausgraben

Verlassen

Dezember

Wir haben kaum miteinander geredet, sage ich mir

Zurück bei der Arbeit

Diese fließende Welt

Zuhause

Blumen

Dank

Informationen zum Buch

Abbildungsnachweis

Prolog

Die Mauersegler haben den Glockenturm verlassen und sind unterwegs nach Afrika.

Ich wollte üben, meine Aufmerksamkeit auf eine Sache zu konzentrieren, und richtete mein inneres Auge auf das Muster, das ein einzelner Vogel als wandernder Bleistift an den Himmel malte. Ein zweiter Mauersegler kreuzte diese Linie, dann mehrere, schließlich kehrten sie, wie alle Dinge, in das schöpferische Chaos zurück, dem sie entstammen. In den Schlingen und Schlaufen der Stränge, die sie zeichneten, erkannte ich die Struktur dieses Buchs – Zyklen um Zyklen gelebtes Leben, Beziehungen, entstanden und vergangen, von Samen zu Staub.

Verfasst in einer Tradition, so alt wie das Geschichtenerzählen selbst, ist das, was hier vorliegt, im Kern Wahrheit, auch wenn es oftmals de facto nicht so ist. Das Folgende entstammt der Erinnerung, und wie bei jeder anderen Zeichnung, jedem anderen Blick in die Vergangenheit, sind die Perspektiven verzerrt, die Zeit wurde zusammengezogen, und in der Fantasie scheint die Sonne, während es in Wirklichkeit nur Schatten gab.

Villedieu-les-Poêles, Nordfrankreich

Januar



Weiß

Gefallene Blätter rollen sich, als ballten sie die Finger zu Fäusten, um sich zu wärmen. Heißer Atem dampft aus den klaffenden Mäulern der Leitungen an den Außenmauern der Häuser, während im Innern gefräßig fauchende Flammen oder tief in Heizkessel gebettete Elektroschlingen die Menschen behüten, fern von den eisigen Klauen der Natur. Draußen ist die Luft voller Kristalle, die sie in einen so dichten Nebel verwandeln, dass ich durch die kahlen Bäume nicht bis zum nahen Kirchturm blicken kann. Alles ist still. Still und unbewegt. Die Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten scheinen lange vorbei, die Menschen, die Arbeit haben, sind dorthin zurückgekehrt, ich jedoch nicht. Ich werde diesen Monat, wie viele Gärtner, wenig zu tun haben. Im Januar habe ich Zeit, Samenkataloge zu studieren und davon zu träumen, was sein könnte, wenn ich das umsetzen, jenes ausgraben und dieses dort drüben einpflanzen würde. Der Garten, der mir vorschwebt, verändert sich wie ein Mark-Rothko-Gemälde, wenn ich eine Farbgruppe hierhin verschiebe und dort zwei neue Farben kombiniere, einen Pfad anlege, um etwas auseinanderzuhalten, eine Hecke strichle und so einen magischen freien Winkel schaffe. Alle Gärtner haben Fantasiegärten, und viele von ihnen sind Maler. Ich male nicht mehr: Malen erfordert Berge von Ausrüstung und einen dauerhaften Arbeitsplatz, wo man alles unterbringt. Stattdessen schreibe ich. Das kann ich überall.

Die Welt, in meinem Haus und außerhalb, wirkt friedlich. Obwohl es unter Menschen selten friedlich zugeht, ist meine eigene, eng begrenzte Welt entspannt. In Rockwood, wo ich wohne, scheint alles schwarz oder weiß. Die Dohlen sammeln sich bedächtig und still um die Kamine oder picken halbherzig in der gefrorenen Erde; die Glücklicheren zerren schlaffe kalte Würmer ans Licht oder gekringelte Schnakenlarven. Die Bäume wiegen sich nicht, sondern recken ihre Äste aufwärts oder nach außen und warten. Auch die Spatzen verhalten sich ruhig, flattern weiter

von Gebüsch zu Gebüsch, doch ohne viel zu sagen, und ich sehe von meinem Fenster aus zu, als wartete ich, ohne zu warten.

Die Kälte ist mit lebenswichtiger Arbeit befasst, schiebt sich zwischen die Erdkrumen und senkt die Temperatur der Wassermoleküle, damit sie langsamer werden und alle Bewegung einstellen, sich dann ausdehnen und die Krume auseinanderschieben, so dass die Erdklumpen an der Oberfläche mit Einsetzen des Tauwetters zerkrümeln. Sie kriecht in die Körperzellen der Tiere und wird eins mit ihnen, während sie erwärmte Luft ausstoßen, die zu Dampf kondensiert. Sie sickert in armselige Häuser und kühlt Füße und Kleider der Kinder, die sich für die Schule anziehen; klebt an den Obdachlosen, wenn sie nachts in Hauseingängen Schutz suchen, und bildet Kristalle an den Rändern der abgestorbenen gelbbraunen Hortensienblätter, küsst Grün-, Rosen- und Winterkohl und lässt sie süß und schmackhaft werden. Sie wickelt die Apfelbäume fest ein und schickt sie in einen so tiefen Schlaf, dass sie, sobald sie daraus erwachen, nur so strotzen vor Energie und schmackhaften Früchten.

Ich bin im Haus und ruhe mich aus, wie meine Katze, die auf meinen Schoß springt, sobald ich mich irgendwo hinsetze. Eine Schildpatt namens Mimi, die mich ebenso liebt wie ich sie, selbstsüchtig auf meine Wärme erpicht wie ich auf ihre Bewunderung und Pracht. Sie schaut mir ins Gesicht, sie hat gefleckte Augen, mit braunen Einsprengseln im Bernstein, wie Sommersprossen. Für Sommersprossen hatte ich immer schon etwas übrig. Ich bin hin und her gerissen zwischen meiner Lektüre und dem, was draußen vorgeht. Wieder einmal lese ich W. G. Sebalds *Ringe des Saturn* und fühle mich behaglich aufgehoben, während ich seiner mäandernden Reise folge, die mir von nirgendwo zu kommen und nirgendwo zu enden scheint. Ich mag Geschichten, die sich so echt anfühlen.

Anfänge

Ein neues Jahr, ein neuer Kalender, ein neues Notizbuch. Das Leben im Haus fühlt sich weniger neu an; der gleiche Staub wirbelt unter meinen Schreibtisch, der gleiche Schmerz in meinem linken Knie. Das einzig Neue ist mein Notizbuch, das neben dem alten lehnt, von dem ich immer noch ein paar Einträge kopieren muss. Hätte das alte mehr Seiten, würde es weiter verwendet werden und seine Aufgabe genauso gut erfüllen. Es müsste nicht an dieser Stelle enden.

In ferner Vorzeit entschieden unsere Vorfahren, das neue Jahr mitten im Winter zu beginnen, lange nachdem das Erntefest vorbei war und die Felder nichts mehr hergaben und warteten, dass der Frühling kam und Erbarmen zeigte. Vielleicht fürchteten die Menschen in weniger entwickelten Zeiten, der Winter sei das Ende der Welt, die langsam in ewiger Kälte und Dunkelheit verging. Irgendwann erkannte ein in warme Tierfelle gehüllter Mensch, dass die tiefer sinkende Sonne ihr Verhalten geändert hatte und jetzt Tag für Tag wieder höher stieg. »Schaut, Leute, es wird wieder gut!« Sie beobachteten, wie alles vorüberging, und erkannten, dass die Welt sich immerzu verändert, und stets in einem anderen Tempo. Immer biegt etwas Neues um die Ecke und erscheint auf der Bildfläche. Geht man zu nahe heran, scheinen die Dinge plötzlich da zu sein und dann wieder zu verschwinden. Tritt man zurück, sieht man, wie sich alles dreht und nur ein Wirbel ist. Ich habe gelernt, zurückzutreten, wenn ich mich aus irgendeinem Grund traurig fühle, doch unsere Sinne verfügen nur über eine begrenzte Aufnahmefähigkeit; es gibt so vieles, das sie nicht erkennen können, und wir werden niemals wissen, was außerhalb unserer engen Wahrnehmung existiert.

Die Zeit um den 22. Dezember, wenn die Sonne nach der längsten Nacht des Jahres langsam wieder zurückkehrt, scheint gut geeignet für den Beginn eines neuen Zyklus. So ritzen wir ein Zeichen in den Rand des endlos sich drehenden Rads; wir setzen es auf halber Strecke, wenn die Finsternis im Licht aufgeht, und sagen: »An dieser Stelle beginnt der

Kreislauf.« Dieser Tag war das allererste Datum im allerersten Kalender und der Beginn unserer Kultur. Ich frage mich, wie menschliches Leben auf diesem Planeten wohl ausgesehen hätte, wenn wir uns nicht vor der Dunkelheit gefürchtet und keinen Grund dafür gesehen hätten, Tage und Jahreszeiten zu zählen; wenn wir nie ein Zahlensystem entwickelt hätten, so wie manche Stämme am Amazonas oder Kinder, die zwischen drei oder vier Süßigkeiten keinen Unterschied erkennen.

Unsere Kultur wurzelt in unserer Fähigkeit zu unterscheiden: den Tag von der Nacht, das Mittagessen vom Frühstück, uns von den anderen, Gut von Böse. Der Fähigkeit, eine Sache gegen eine andere abzuwägen. Wir lernen, die Dinge aus ihren natürlichen Zusammenhängen zu lösen und klare Anfänge und Enden zu bestimmen. Bei dem uralten Kreissymbol des Uroboros, der Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, befinden sich Kopf und Schwanz zwar an derselben Stelle, doch das Symbol hat eindeutig Anfang und Ende, auch als ewiges Kontinuum. Im Zen-Buddhismus existiert ein ähnliches Bild mit dem *enso*, einem einfachen, schmalen oder massiven Kreis. Von einem Kalligraphie-Meister in ein, zwei Pinselstrichen hingeworfen, beginnt dieser Kreis damit, dass er den Pinsel irgendwo auf dem Blatt ansetzt, einen Kreis ausführt und an genau derselben Stelle endet. Häufig verwackelt und unvollkommen, symbolisiert er den Lebenszyklus – es gibt nichts außerhalb des Kreises und nichts im Innern. Es heißt, der Charakter des Malers lasse sich daran ablesen, wie er diesen Kreis malt.

Birkenspanner

Hoch oben in den Wipfeln, versteckt in den tiefen Rindenspalten eines Baums, legt der Birkenspanner im Mai oder Juni um die zweitausend winzige, weiche, weiße Eier von der Größe eines Stecknadelkopfs. Der Inhalt der überlebenden Eier wächst, nach zwei Wochen platzen sie auf, und eine Raupe kriecht heraus. Diese frisst ihr eigenes ledriges Ei, dann die weichsten Bestandteile des nächstgelegenen Blatts. Sie frisst, bis sie um ein Tausendfaches gewachsen ist. Hoch oben zwischen Blattwerk und Ästen dient sie Vögeln und Fledermäusen als Nahrung. Sie befindet sich im ›Larvenstadium‹ in der Entwicklung eines Kleinlebewesens, bevor es seine letzte Haut abwirft und erwachsen wird. Raupen, Nymphen und Kaulquappen sind solche Larven. Die Birkenfalterraupe war eines der ersten wildlebenden Lebewesen mit einer Tarnung, das die Wissenschaftler entdeckten. Sie sieht tatsächlich aus wie ein Zweig des Baums, auf dem sie geboren wurde: grünlich-braun, steif und gerade, reglos. Die Schuppen auf den Flügeln des Falters, zu dem sie werden wird, sind so gefärbt, dass er zwischen den Flechten verschwindet, die auf den Bäumen wachsen, in denen er lebt, brütet, Eier legt und stirbt. In jedem Stadium seines Lebens ist das Tier an diesen Baum angepasst.

Die Larve frisst, wird fett und fest, ihre Haut platzt, und der gewölbte Rücken einer neuen Raupe bricht hervor; sie befreit ihren Kopf und kämpft sich aus der alten Haut, die sie samt der hohlen, knospenartigen Beine an dem Zweig kleben lässt. Einfach ein weiteres Zweiglein. Die Raupe häutet sich zwei bis drei Mal in ihrem Leben. Später im Jahr, im Oktober ungefähr, lässt sie fett, wie sie inzwischen ist, das Laub hinter sich, wo sie geboren wurde, müht sich taumelnd hinunter auf die Erde und gräbt sich in den Boden ein, wo sie den Winter verbringt und sich verpuppt. Sie produziert eine harte braune Schale, und im Innern dieses kleinen Gehäuses löst sich die Raupe zu einer amorphen braunen Masse auf, die unangenehm zappelt, wenn man sie berührt. Zellsuppe in einem

natürlichen Reagenzglas, die sich kräftig bewegt und vor dem kommenden Frühling neu erfindet.

Das Gebilde wird größer, und im April/Mai schlängelt es sich an die Oberfläche, wo der vertrocknete Kokon aufplatzt und, nach seltsamem Schlaf, ein neues Lebewesen auftaucht. Mit langen, gelenkigen Beinen hängt es sich an ein Blatt oder einen Zweig. Es kriecht und vergräbt sich nicht mehr, sondern pumpt seine Flügel mit Blut auf, lässt sie von Sonne und Wind trocknen und erhebt sich in die Luft. Das Weibchen fliegt in seinem Leben nur ein einziges Mal; es wartet hoch oben in dem Baum, von dem es in einem früheren Leben als ein anderes Geschöpf herunterkam, und sendet Pheromone aus, um ein Männchen anzulocken. Die Männchen fliegen Nacht für Nacht, bis sie eine Gefährtin finden; tagsüber ruhen sie sich auf den Bäumen aus. Nach der Paarung bleibt das Männchen bei seinem Weibchen, um es vor anderen Männchen zu beschützen, bis es tief in den Schrunden der Rinde seine zahlreichen Eier ablegt, während Vögel und Fledermäuse danach trachten, es aufzufressen. Gegen Ende des Sommers wird der Falter tot sein. Er hat in seinem Leben nie eine Entscheidung getroffen; er tut, was ihm vorgegeben ist, und folgt dem Lauf des Lebens, bis es zu Ende geht.

Ich beginne meinen Tag in der Dämmerung und schreibe häufig darüber. Zeichne den unvollkommenen Kreis wieder und wieder. Gestern ist ferne Vergangenheit, und ich beginne den Tag an der Stelle, wo ich bin, nicht dort, wo ich war; hier frühstücke ich gerade und mache mir Notizen; der Tag liegt vor mir, die Nacht hinter mir. Ich empfinde den Tagesanbruch als die schönste Zeit, wenn Peggy und ich es behaglich warm haben und uns der ersten unredigierten Zeile des kreisförmigen Gedichts dieses Tages und all unserer Tage bewusst werden. Ich konzentriere mich, und jedes Erwachen ist ein Geburtstag, freudig, neu geboren. Ich mache ihr Tee, und wir plaudern.

Peggy, die mit der dampfenden Tasse in der Hand neben mir sitzt, sagt: »Dein Bart ist inzwischen ganz weiß.«

Ich sage: »Wir haben es doch bis hierhin geschafft, oder?«

»Er ist so weiß, dass er leuchtet«, sagt sie.
Es war nicht immer so einfach.

Februar



Rückkehr

Miss Cashmere sieht älter aus. Ein bisschen papierener. Wie etwas Japanisches, Zartes. Eine Laterne, hübsch und hell. Sie nimmt Raum ein, ist aber zerbrechlich; ein leichter Wind könnte sie den ganzen Weg dorthin zurückwehen, woher sie gekommen ist, ein kleiner Regenschauer sie zu Mus verwandeln, die Neugier eines Vogels sie zu Boden werfen. Einer Blaumeise. Eines Falters, der in ihre Helligkeit flattert. Eine rote Seidenpäonie hält ihr Haar in einem weißen Knoten zusammen. Ein paar Strähnen haben sich gelöst und fallen ihr, zu Korkenziehern gelockt, in den sommersprossigen Nacken.

Es ist Februar. Ich habe sie seit Anfang Dezember nicht mehr gesehen. Sie hat den Winter allein zugebracht. Wie eine in die Erde eingegrabene Larve ist sie verändert aus der Dunkelheit wieder aufgetaucht: stärker gebeugt, in sich verdreht wie eine verrostete Holzschraube. Sie ist beinahe achtzig.

Ich war den ganzen Winter über auf den Feldern, habe Maulwürfe gefangen und auf den Frühling gewartet und versucht, mich warm zu halten, indem ich stets in Bewegung blieb und so tat, als wäre ich nicht alt; doch das bin ich. Ich fühle mich so abgenutzt wie ein quietschendes Tor; ich sehne mich danach, dass meine Scharniere sich öffnen und ich an der netten Stelle lande, wo das Holz auf den Schlamm trifft und die Welt vorüberzieht. Schmerzen Miss Cashmeres Scharniere und Muskeln? Geht ihr Atem flach, ihr Herz unregelmäßig? Kann sie im Dunkeln das Kreischen und Heulen des Tinnitus hören? Kann sie sich die Zehennägel schneiden oder erledigt jemand in einem weißen Kittel mit einem Namensschild um den Hals das für sie, indem er mit Schutzhandschuhen auf einem Kissen zu ihren Füßen kniet?

Nach der langen Winterpause ist dies der erste Tag, an dem ich wieder im Garten arbeite. Auf dem Rasen wölben sich Maulwurfshügel; eine weiße Reifschicht liegt auf der frischen Erde, die sie letzte Nacht ausgegraben haben, kleine schneebedeckte Berglandschaften. Wenn sie

tauen, werde ich die Hügel zu einer dünnen Schicht Erde glattharken. Ich werde den Maulwürfen keine Fallen mehr stellen und ihre weichen Körper nicht länger den Krähen zum Fraß hinwerfen. Das erniedrigende Geschäft, Lebewesen zu töten, habe ich hinter mir gelassen, ein Geschäft, das mir immer mehr zusetzte, bis ich das Gefühl hatte, innerlich zu erstarren.

Sie sitzt am Küchentisch, liest Zeitung und raucht eine Zigarette, weißes Haar schimmert durchs Fenster. Die Rauchschwaden ihrer Zigarette, ihr Haar und das Fenster scheinen aus demselben phantasmagorischen Stoff gemacht, da und nicht da. Die rote Pfingstrose leuchtet verschwommen, die einzige richtige Farbe. Durch die zart ineinanderlaufenden Wolken aus Rauch und Haar hindurch erkenne ich, als ich am Haus vorbeigehe, ihre empfindliche, rosige Kopfhaut, wie Nebel durch die aufgerollten, blassen Blüten des Wintersüß (*Chimonanthus fragrans*), gelb und braun. Einige sind bereits ins Gras gefallen. Alle zusammen sind wir nichts als verwehender Dunst.

Diese zierlichen Blüten am Rand des braunen Verfalls sind am süßesten und erfüllen mich mit einer Liebe ohne Verlangen – zumindest keinem, das ich verstehen oder benennen könnte. Für mich sind diese Blüten stets im Fallen begriffen. Im Dezember habe ich die kleinen blassen Blütentroddeln, fest und hart wie Kiesel, entlang der dünnen, kahlen, sparrigen Zweige hoppeln sehen, die erblühten Knospen, die weichen Blüten sah ich jedoch nie. Weder die Knospen noch die Blüten. Sie öffnen sich im Januar, und im Januar gehe ich nicht in den Garten. Niemand geht dorthin. Weder sie noch ich sahen, wie sie aufsprangen, sich entfalteten und blühten, und ich allein habe sie sterben sehen. Sie sind nicht für uns da. Vom Wintersüß heißt es, es habe von allen Pflanzen den lieblichsten Duft, ich habe ihr frisches Bouquet jedoch nie gerochen, nur ihr süßliches Vergehen. Voll aufgeblüht ist die Blüte blass, doch jetzt ist sie braun, hängt welk am Zweig und fällt ab. Verdorrt und vertrocknet. Leere Muschelschalen. Tote Insekten. Rückenschilde. Panzer. Flügel. Kokons. Hauchzartes, mürbes Seidenpapier, vom Regen durchweicht, dann Schleim, schließlich Erde.